**Zwischen den Welten**

**Jeroncio Manuel Osorio ist ein junger Mann aus dem Volk der Kuna und studiert in Panama-Stadt**

Im Valle Real geht es geordnet zu. Die 300 Häuser stehen in einem exakt berechneten Abstand zur Straße und sind absolut baugleich: 60 Quadratmeter, zwei Zimmer, Küche, Bad. Die Fassaden sind beige gestrichen, um die Fenster ist ein dunkelbrauner Rand gemalt. Zu jedem Haus gehört eine Mülltonne neben der Eingangstür, im Garten eine Wäschestange aus Stahl.

„Als ich vor einem Jahr hierhergezogen bin, fühlte ich mich wie ein Held in einem Science-FictionFilm, der auf einem neuen Planeten landet“, sagt Jeroncio, als er von der Bushaltestelle den Hügel hinunterläuft. Der Rasen vor den Häusern ist kurz gemäht, nirgendwo wächst ein Baum oder ein Strauch. Auf einer Wippe auf dem Spielplatz spielt ein Kind alleine in der Mittagssonne, ein Mann sitzt ein paar Meter weiter im Schatten und spielt mit seinem Handy. „Hier hat man überall InternetEmpfang“, erklärt Jeroncio. „Das ist schon praktisch. In Playón Chico haben viele nicht einmal Strom oder fließendes Wasser in den Häusern.“ Playón Chico ist eine kleine Koralleninsel, die im Karibischen Meer vor der Küste Panamas liegt. Das Volk der Kuna ist hier zu Hause. 30.000 Menschen leben auf rund 50 der 365 Eilande, die zur Comacra Gunayala gehören. Seit 1925 verwalten sich die Kuna, nach einem langen und blutigen Kampf mit der Zentralregierung, weitgehend selbst und haben eine eigene Verfassung ausgerufen. Diese Autonomie ist in Lateinamerika einzigartig. Die Landfläche ist im kollektiven Besitz des Volkes, sie kann weder gekauft, verkauft oder verpachtet werden. Gemeinschaftseigentum hat Vorrang vor privatem und individuellem Besitz. Die Kuna leben und pflegen ihre Traditionen und kämpfen darum, dass ihre Kultur in der neuen Zeit erhalten bleibt.

**Studieren kann man nur in der Hauptstadt**

Trotzdem haben viele ihre Heimat verlassen. 70.000, vor allem junge Kuna wie Jeroncio, leben auf dem Festland. „Wenn man so wie ich studieren will, bleibt einem keine andere Wahl, als in die Hauptstadt zu gehen“, sagt Jeroncio und öffnet die Tür zu seinem Haus. Seine Schwester Eidigili und ihre kleine Tochter Marianne schauen fern. Neben ihnen auf dem Sofa sitzt, mit geschlossenen Augen, eine alte Dame. Sie trägt die traditionelle Tracht der Kuna. Dazu gehört eine Mola, das aufwändig von Hand bestickte Oberteil, um Arme und Beine sind bunte Perlenketten gewickelt, auf dem Kopf liegt ein rotes Kopftuch. „Das ist meine Tante. Sie kümmert sich um Marianne, wenn meine Schwester und ihr Mann arbeiten gehen und ich in der Uni bin. Sie verlässt ungern das Haus. Sie sagt, dass sie Heimweh bekommt, wenn sie in den Himmel schaut.“ Jeroncio kennt das Gefühl. Wenn er abends an seinem Schreibtisch vor dem Laptop sitzt, fällt sein Blick oft auf die kleine Meeresschnecke, die auf dem schmalen Fensterbrett liegt. Dann träumt er sich nach Hause, nach Playón Chico. Zum Sonnenuntergang treffen sich die Jugendlichen auf dem Vorplatz der Kirche zum Tanzen. Barfuß stampfen mit kräftigen Schritten, sodass der Lehmboden vibriert. Die Männer spielen Panflöte, die Frauen schütteln dazu die selbstgebastelten Rasseln aus getrockneten Kürbissen. Der dumpfe Rhythmus ist eingängig, geht unter die Haut, in den Kopf bis tief ins Herz. Es ist ein Klang so alt wie die Kuna selbst.

Die Kuna sind stolz auf ihre Geschichte. Nicht immer lebten sie auf den Inseln. Ursprünglich stammen sie aus dem Gebiet des heutigen Kolumbiens und waren dort als Bauern auf den Anbau von Kokosnüssen spezialisiert. Auf Druck der spanischen Truppen, die sich immer mehr in der Heimat der Kuna ansiedelten, und aufgrund von Auseinandersetzungen mit den Chocó-Indianern wichen die Kuna vor rund 200 Jahren auf die Inseln aus. Zwar betrieben sie Handel, aber lebten doch relativ autark und fern von fremden Einflüssen. Sie verboten fremden Schiffsbesatzungen, ihr Land zu betreten.

Über die Geschicke der Gemeinschaft wacht auch heute noch der Saila. Er ist das gewählte politische und spirituelle Oberhaupt der Insel. Als Zeichen seiner Macht trägt er einen kleinen Hut und empfängt seine Besucher im großen Versammlungshaus. Doch der Saila entscheidet nie allein, alle Fragen werden von der gesamten Dorfgemeinschaft diskutiert, die sich ein bis zwei Mal in der Woche im Kongress trifft.

„Ich bin hin und her gerissen“, gibt Jeroncio zu. „Oft ist mir alles in der Stadt zu viel. Die Autos, der Lärm, der Dreck, die Menschen, die immer nur mehr und mehr haben wollen. Dann vermisse ich meine Hängematte, die mich bei einer leichten Brise in den Schlaf schaukelt. Auf der anderen Seite gefällt mir, dass es in der Stadt so viel Neues zu erleben gibt: die verspiegelten Hochhäuser in der Innenstadt, die Kaufhäuser, die Museen, das Multikulti-Leben.“ Gerne würde Jeroncio öfter seine Mutter, die Oma und den kleinen Bruder Raphael besuchen. Doch das kann er sich nur ein Mal im Jahr leisten. Die Fahrt mit Bus und Boot dauert mehr als acht Stunden und kostet umgerechnet 50 US-Dollar.

**Indigene Jugendarbeit der Kirche**

Um sein Heimweh zu stillen und auch um den Jugendlichen, die in zweiter Generation in Panama-Stadt geboren wurden, die KunaKultur zu vermitteln, engagiert sich Jeroncio in der indigenen Jugendarbeit der katholischen Kirche. Zwei Mal im Monat trifft sich die Gruppe zum Gottesdienst. Mit einem Bus werden die Jugendlichen in mehreren Vororten aufgesammelt und zum gemeinsamen Treffpunkt in die Kirche gefahren. Das Lateinamerika-Hilfswerk Adveniat fördert diese pastorale Arbeit und unterstützt die Bildung einer Gruppe für indigene Musik und Tanz.

Geleitet wird die Gruppe von Padre Félix de Lama, einem Claretiner, der selber viele Jahre auf Playón Chico gelebt hat. Kaum einer kennt die Kultur der Kuna so gut, er spricht sogar ihre Sprache, hat an vielen Zeremonien teilgenommen. „Der Padre ist ein geachteter Mann, mit dem sich unsere Sailer oft und gerne unterhalten haben“, erklärt Jeroncio. Das ist keine Selbstverständlichkeit. Die Kuna haben im Laufe der Jahrhunderte viele negative Erfahrungen mit der Kirche gemacht und halten deshalb betont Abstand, nur selten lassen sich Kuna taufen, im Gottesdienst nehmen nur wenige an der Eucharistie teil.

„Padre Felix will uns nicht missionieren!“, ist sich Jeroncio sicher. „Für ihn sind Gott und Baba y Nana eins. Er will uns dabei unterstützen, unsere eigene Kultur besser zu kennen und verstehen zu lernen.“ Mit Padre Félix studieren die Jugendlichen die Babigale, das ist die Heilige Schrift der Kuna, und vergleichen sie mit der Bibel. „Die Schöpfungsgeschichte ist ziemlich ähnlich. Adam und Eva heißen bei uns Biler und Bursob. Sie waren die beiden ersten Menschen und dachten, dass sie alles mit der Erde machen dürfen, weil Gott sie ihnen geschenkt hat.“

In der Gruppe diskutieren die Jugendlichen ihren Glauben und suchen Antworten auf die Fragen, die sie bewegen. „Für mich ist der Glaube an Gott und seine Schöpfung die Grundlage meines Handelns. Er ist mein Kompass, der mir hilft, Richtig und Falsch zu unterscheiden“, sagt Jeroncio.

„Bildung ist unglaublich wichtig“, sagt Padre Félix de Lama, der Jeroncio und seine Familie zu Hause besucht. „Die meisten Inselbewohner sprechen auch heute noch kein Spanisch, geschweige denn Englisch. Früher konnten sich die Kuna noch von Einflüssen von außen abschotten, indem sie Fremde nicht auf ihrem Land duldeten. So einfach ist es heute leider nicht mehr. Die aktuellen Probleme kommen auch dann, wenn man sie nicht eingeladen hat.“

Ein Beispiel: Immer wieder werden große Pakete mit Kokain auf den Inseln angespült. Schmuggler aus Kolumbien transportieren die Drogen mit ihren schnellen Motorbooten über das Meer. Wenn diese von einer Polizei-Patrouille gestoppt werden, werfen sie ihre illegale Last über Bord, die dann auf den Wellen nach Gunayala schwimmt. Einige Inselbewohner wiederum können dem schnellen Geld nicht widerstehen. Sie bergen das illegale Strandgut und verkaufen es an Drogenhändler oder sogar an die Jugendlichen auf der Insel.

**Klimawandel und Umweltzerstörung**

Auch die zunehmende Umweltzerstörung und der Klimawandel sind Probleme, mit denen die Indigenen heute zu kämpfen haben. Viele Korallen auf den vorgelagerten Riffen, die die Inseln vor den hohen Wellen der Winterstürme schützen, sind aufgrund der gestiegenen Wassertemperatur abgestorben. Wenn wegen der Erderwärmung der Meeresspiegel weiter ansteigt, drohen die Dörfer, die oft weniger als als einen halben Meter aus dem Wasser ragen, zu versinken.

In Playón Chico ziehen die ersten jungen Familien bereits auf das Festland, vor allem nach PanamaStadt. Dort sind sie zwar vor dem Wasser sicher – dafür sind sie dort den Mücken ausgesetzt, die Malaria und andere Krankheiten übertragen. Durch die giftigen Abwässer aus den Kupferminen und die exzessive industrielle Hochseefischerei geht der Fischbestand immer weiter zurück.

**Die Mehrheit der Kuna lebt noch weitgehend im Einklang mit der Natur**

Sie rudern als Fischer mit ihren kleinen Einbäumen auf das Meer oder gehen als Bauern mit der Machete auf die Felder, wo sie Ananas, Kokosnuss und Maniok kultivieren. Die Dächer ihrer Häuser sind mit getrockneten Palmblättern gedeckt, wenn für den Neubau eines Hauses ein Baum gefällt werden muss, dann wird das im Kongress diskutiert und die Geister werden um Erlaubnis gefragt. „Die Indigenen sind nicht für die rücksichtslose Ausbeutung unseres Planeten verantwortlich. Aber sie sind die Leittragenden der unfassbaren Gier und Skrupellosigkeit der Anderen“, sagt Padre Félix de Lama. Um der Regierung in Panama-Stadt oder den großen Bergbau-Konzernen, die die Bodenschätze in der Region ausbeuten wollen, auf Augenhöhe zu begegnen, müssen junge Kuna sich in beiden Welten auskennen. Sie müssen ihre Rechte kennen, um sie klug verteidigen zu können.“

Jeroncio nickt. Noch weiß er nicht genau, wie sein Leben in Zukunft aussehen soll, ob er auf die Insel zurückgehen oder in der Stadt bleiben wird. „Fest steht aber, dass ich mich einbringen möchte. Ich fühle mich als Botschafter meiner Kultur. Und je besser ich das Leben hier Panama-Stadt kennen lerne, desto mehr habe ich das Gefühl, dass die moderne Gesellschaft auch etwas von uns Kuna lernen kann.“

**Text: Gaby Herzog, Fotos: Achim Pohl**

***Adveniat-Weihnachtsaktion 2018: Chancen geben – Jugend will Verantwortung*** *Die Adveniat-Weihnachtsaktion 2018 steht unter dem Motto „Chancen geben – Jugend will Verantwortung“. Für viele junge Menschen in Lateinamerika und der Karibik enden Kindheit und Jugend viel zu früh: Als Jugendliche müssen sie bereits für das Überleben ihrer Familie arbeiten. Dabei träumen sie von einer guten Zukunft, wollen zur Schule gehen, studieren und Verantwortung übernehmen – in Kirche und Gesellschaft. Zusammen mit der Kirche vor Ort gibt Adveniat benachteiligten Jugendlichen die Chance, ihre Träume zu verwirklichen. In den Monaten November und Dezember berichten Adveniat-Aktionspartner aus Brasilien, El Salvador, Kolumbien, Nicaragua und Panama, wie sie Verantwortung übernehmen und Jugendlichen Chancen geben. Die Eröffnung der bundesweiten Adveniat-Weihnachtsaktion findet am 1. Advent, dem 2. Dezember 2018, gemeinsam mit dem Bistum Limburg statt. Die Weihnachtskollekte am 24. und 25. Dezember in allen katholischen Kirchen Deutschlands ist für Adveniat und die Hilfe für die Menschen in Lateinamerika und der Karibik bestimmt. Spendenkonto bei der Bank im Bistum Essen, IBAN: DE03 3606 0295 0000 0173 45.*